

Herbert Lipsky
Der Maler und der Teufel
Ein Künstlerroman



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2017

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverbild: Monatsbücher [August 74], mit freundlicher Genehmigung von Gerhard Sommer, Galerie Kunst & Handel

Druck und Bindung: Bookpress.com

ISBN 978-3-903144-31-6

Herbert Lipsky Der Maler
und der Teufel

Ein Künstlerroman



Zu diesem Buch

Ich kannte das Werk des Aktionskünstlers Otto Mühl und habe seinerzeit auch seinen Prozess mit anschließender Verurteilung zu einer Haftstrafe wahrgenommen. Vor zwei Jahren habe ich den Dokumentarfilm *Meine keine Familie* des ehemaligen Kommunenkinds Paul-Julien Robert gesehen und war erschüttert. Ich wollte mehr wissen und habe daraufhin zwei Bücher von Mühl gelesen: *Weg aus dem Sumpf* und *Aus dem Gefängnis*. Im Ersteren stilisiert er seine völlig normale Kindheit zu einem schrecklichen Schicksal und seine Eltern – rechtschaffene Menschen, die ihm ein Studium ermöglicht haben – zu Monstern. Alle Abbildungen in diesem Buch zeigen Mühl jedoch als ein zufrieden wirkendes kleines Kind und als einen lachenden Jungen. Mit seiner Mutter hat er auch nie gebrochen, im Gegenteil, sie schrieb ihm noch in die Kommune liebevolle Briefe. Das zweite Buch enthält die Korrespondenz Mühls aus dem Gefängnis – mit seinen ihm treu gebliebenen Anhängern. Daraus geht hervor, dass überhaupt keine Einsicht, geschweige denn Reue vorhanden war, weder bei ihm noch bei seinen Freunden; seine Ansichten werden vielmehr verteidigt und auch im Nachhinein als völlig richtig dargestellt. Die Zeichnungen und Abbildungen in diesem Buch weisen auf eine infantile Sexualität hin, wie man sie seit dem Altertum in Latrinen und auf Toiletten finden kann – und das von einem Siebzigjährigen. Des Weiteren habe ich die autobiographischen Notizen seines Wegbegleiters Otmar Bauer und *Mein Leben in der Mühlkommune* von Toni Elisabeth Altenberg gelesen. Ich habe mich auch mit einem ehemaligen Kommunarden unterhalten und bin bei meinen Recherchen im Internet auf zahlreiches Material

gestoßen. Betroffen war ich zu erfahren, wie viel Unterstützung Mühl von politischer Seite erhielt – nur so konnte er seine Machenschaften über derart lange Zeit unbehelligt betreiben.

Durch den großen Zulauf und die geschickte Kommunikation nach außen wurde der Kommune europaweit viel mediale Aufmerksamkeit zuteil. Immer wieder reisten auch ausländische Journalisten an und berichteten in großen Reportagen über Mühl und sein Projekt. Kari Skollrud und die bekannte Sängerin Wencke Myhre verbrachten einige Zeit in der Kommune und publizierten unter dem Titel *10 Tage am Friedrichshof* einen bebilderten Band, in dem sie voller Begeisterung ihre Eindrücke wiedergaben. Ich habe auch viele Fotografien in Händen gehabt, die das Leben in der Kommune illustrieren. Diese Bilder zeigen scheinbar glückliche und zufriedene junge Menschen und stehen in krassem Gegensatz zu den Berichten in den eingangs zitierten Büchern.

Als die Schließung der Kommune drohte, befahl Mühl seinen Kommunarden, ihre Tagebücher zu verbrennen, was ein Großteil von ihnen auch getan hat. Er hoffte damit Beweismittel vernichtet zu haben. Aus der Asche dieser Bücher schuf er seine Aschenbilder. Meinte er durch Feuer sein Gewissen zu reinigen? Natürlich wurde nicht alles vernichtet. Einige haben ihre Tagebücher behalten und aufbewahrt.

Es gab in der Kommune sogenannte Monatsbücher, in die jeden Monat Zeichnungen, Lebensläufe, Therapieerlebnisse, schriftliche und bildliche Porträts eingeklebt wurden. Ich konnte einige dieser Monatsbücher aus dem Jahre 1974 einsehen. Es war die Zeit, als die Kommune gerade von Wien in den Friedrichshof umgezogen war. Kinder gab es damals noch nicht viele.

In diesen Büchern ist Mühls, wie er es nannte, »Theorie und Praxis der Aktionsanalyse« dokumentiert. Biographische Notizen, Analyseberichte und Zeichnungen einer Reihe von Kommunarden, fast möchte man sagen Patienten, sind darin enthalten. Sie zeigen, welch psychisch labile, geschädigte und zerbrochene Menschen bei Mühl Zuflucht gesucht haben. Manche hatten bereits – meist erfolglose – Therapien hinter sich und beschreiben eine Verbesserung ihres Zustands durch Mühls Aktionsanalyse. Einige der im Zuge solcher Analysen entstandenen Texte sind im vorliegenden Buch wörtlich übernommen und durch Kursivschrift gekennzeichnet.

Mühl stellte sich vor, dass eine Erziehung nach seinen Vorstellungen die Kinder zu freieren und kreativeren Menschen machen würde. Das Gegenteil war der Fall: Die meisten der in der Kommune aufgewachsenen Menschen haben massive Schädigungen davongetragen. Die in den Monatsbüchern enthaltenen Kinderbriefe und Zeichnungen sind aggressiv und bedrohlich und bedienen sich einer derben Erwachsenensprache. Von Anfang an gab es im Friedrichshof auch brutales Mobbing unter den Kindern.

»Blaue Bohne, Rote Kralle und Blutiger Hahn haben eine Wut auf dich. Du bist ein Arschloch – Hansi geh scheissen – sogar Karl wünscht dir einen grausame Folter«, schreibt beispielsweise ein 7-jähriges Kind. Auch Kinderzeichnungen, auf denen andere zerstückelt und ausgeweidet werden oder ihnen der Kopf abgeschlagen wird, sind zu sehen. Über positive Erfahrungen in der Kommune berichten vorwiegend Erwachsene, die vielleicht ihre damaligen Haltungen und Handlungen verteidigen oder ihr schlechtes Gewissen in Hinblick auf die vielen geschädigten Kinder beruhigen wollen.

Der Film und die darauf folgende eingehende Beschäftigung mit dem Thema haben mich zu dem vorliegenden Buch angeregt. Beschrieben wird der Lebensweg von zwei Geschwistern, die ihre Kindheit in einer Kommune verbracht haben. Der Junge wird trotz der belastenden Erlebnisse ein erfolgreicher Maler, das Mädchen Wissenschaftlerin. Die Handlung ist frei erfunden und hat nichts mit den tragischen Schicksalen einzelner Kinder auf dem Friedrichshof zu tun.

Ich habe den Friedrichshof besucht, aber die Örtlichkeiten sind nicht ident mit dem im Buch beschriebenen fiktiven Reichendorf. Auch die geschilderten Handlungsabläufe haben in der Mühl-Kommune so nicht stattgefunden. Die Szenen bei den Zusammenkünften etwa sind frei erfunden. Die Prozessakten waren mir nicht zugänglich, aber aus den eingangs angeführten Unterlagen sowie aufgrund der nach dem Prozess verhängten Haftstrafe gehe ich davon aus, dass sexueller Missbrauch bei Kindern stattgefunden hat, auch bei unter 14-Jährigen. Ich beschreibe einen solchen nicht. Enthüllend sind die Filme, in denen Mühl bei den Kinderpalavern und bei den Selbstdarstellungen der Erwachsenen zu sehen ist. Genauso wie wir heute den Kopf über die geifernden Reden Hitlers schütteln und nicht verstehen können, dass ihm begeistert zugejubelt wurde, genauso betrachtet man fassungslos, wie Mühl in seiner Kommune zu seinen Adepten spricht. Mit einem pseudosoziologischen Konstrukt ist es ihm gelungen, Macht über andere Menschen zu gewinnen und diese Macht zu missbrauchen.

Mein Roman ist ein Versuch, den Lesern eine Ahnung davon zu vermitteln, wie es in der Kommune zugegangen ist, und will dazu beitragen, dass die Übeltaten nicht in Vergessenheit geraten. Es ist aber keine düstere Geschichte

mit tragischem Ausgang – die Entwicklung des ehemaligen Kommunenkindes Mathias zu einem anerkannten Künstler zeugt davon, dass auch unter widrigsten Startbedingungen ein geglücktes Leben möglich ist.

In der Provence

Seit zehn Jahren verbringe ich den größten Teil des Jahres in der Provence. Angesiedelt habe ich mich nicht an der Küste, sondern im Landesinneren, in der Nähe von Les Baux-de-Provence. Im Mittelalter war Les Baux das befestigte Zentrum einer mächtigen feudalen Dynastie, heute ist es ein Anziehungspunkt für jährlich Zehntausende Touristen. Mouriès, der Ort, in dem ich wohne, ist ein kleines, unbedeutendes Dorf, hier gibt es keinen Tourismus. Ich besitze ein großes behagliches Haus aus Stein, ein ehemaliges Bauernhaus. *Mas* sagt man hier dazu. Meines heißt *Mas des Platanes* – wegen der alten Platanen, die es umgeben. Das Haus liegt auf einer Anhöhe oberhalb des Dorfes, dahinter beginnen die Alpillen, ein kleiner Gebirgszug, die ersten Berge, die nach der Küste aufsteigen und dem Luberon vorgelagert sind.

Es ist ein später Nachmittag im Sommer, die Schatten beginnen länger zu werden. Immer noch ist es sehr warm. Mein Nachbar und Freund Jean-Baptiste und ich sitzen vor dem Haus auf der Bank neben dem großen Steintisch. Die Trauben des alten Weinstocks, der die Pergola überwuchert, sind bereits reif, und wir pflücken hin und wieder eine davon. So kann man den Rosé, den wir trinken, mit seiner Frucht vergleichen. Ein Teller mit getrocknetem Schinken, Oliven und Käse steht auf dem Tisch. Die Hitze, die über dem Land liegt, ist trocken und angenehm, am Himmel ist keine Wolke zu sehen, es ist windstill. Eine Stimmung wie diese macht mich immer glücklich, und ich fühle mich wie in meiner Jugend, in einem jener Sommer, die nie zu Ende zu gehen schienen.

Jean-Baptiste berichtet mir den neuesten Tratsch aus dem Dorf. Ein Hotelier ist wegen seiner Trunksucht gerade dabei, seine letzten Gäste zu verlieren. Jacqueline, die Chefin des *Café du Sport*, hat mit einem Stammgast ein Verhältnis angefangen, obwohl ihr Mann überaus eifersüchtig ist. Amüsant ist auch zu hören, dass Richard, der Onkel von Jean-Baptiste, sich mit seinen 70 Jahren ein Auto gekauft hat. Er hat zwar einen Führerschein, war aber schon viele Jahre nicht mehr am Volant gesessen. Um sicherzugehen, dass ihm nichts passiert, hat er bei seiner ersten Ausfahrt den Pfarrer mitgenommen. Leider hat der göttliche Beistand nichts genutzt, sie sind in den Alpillen in einer Kurve geradeaus gefahren und im Straßengraben gelandet. Richard ist nichts passiert, nur dem Auto und dem Priester – und das ausgerechnet jetzt, da die Vorbereitungen für das jährliche Fest zu Ehren des Dorfpatrons in vollem Gange sind. Mouriès wird der Priester fehlen – man muss sich den aus der Nachbargemeinde ausleihen. So werde ich über das Wichtigste informiert, denn ich bin schon seit einer Woche nicht mehr im Dorf gewesen.

»Du bekommst Besuch«, sagt Jean-Baptiste und deutet auf die Weingärten, die sich vor meinem Haus erstrecken.

Von der schmalen Straße, die sich durch die Reihen der Weinstöcke schlängelt, steigt eine Staubfahne auf. Als das Auto näher kommt, sehe ich, dass es ein Taxi ist. Es bleibt direkt vor dem Haus stehen. Der Fahrer steigt aus, öffnet die Tür und hilft seinen Passagieren, einer schlanken Frau und einem kleinen Jungen, heraus, holt zwei große Koffer aus dem Kofferraum und stellt sie vor ihnen hin. Dann winkt er uns zu, steigt ein und fährt weg.

Die Frau hat einen Strohhut am Kopf und trägt eine Sonnenbrille. Sie erscheint mir zunächst fremd. Ich erhe-

be mich und gehe langsam auf die beiden zu. Dann erkenne ich sie und stoße einen Freudenschrei aus. Es ist Clara, meine Schwester, die ich seit einem Jahr nicht mehr gesehen habe. Die letzten Monate hatten wir nicht einmal mehr miteinander telefoniert. Sie ist der Mensch, der mir auf dieser Welt am meisten bedeutet.

Ich laufe auf sie zu, umarme sie, hebe sie in die Höhe und schwenke sie herum.

»Clara ...«

Tränen der Freude laufen mir über die Wangen. Auch ihre Augen sind feucht, als sie sich aus meinen Armen löst.

»Hallo, Uncle Mat«, macht nun mein kleiner Neffe Mark auf sich aufmerksam und umklammert meine Hand mit feuchten, klebrigen Fingern.

»Können wir eine Weile bei dir bleiben?«, fragt Clara leise, in einem fast flehenden Ton.

»Von mir aus könnt ihr für immer bleiben.«

Mein Nachbar ist aufgestanden und zu uns getreten. Ich stelle die beiden einander vor: »Meine Schwester. Monsieur Dubois.«

Er nickt, gibt ihr die Hand, und mit einem »A bientôt!« verabschiedet er sich von uns.

Ich trage das Gepäck ins Haus, und die beiden setzen sich erschöpft auf die Bank. Als ich mit Gläsern, Mineralwasser und einem Cola für den Jungen wieder herauskomme, hat der schon einige Weintrauben gepflückt und sitzt, die Füße baumelnd, auf einem alten Baumstrunk, den ich als Skulptur vor dem Haus stehen gelassen habe. Clara stürzt ein Glas Wasser hinunter und sieht sich um.

»Schön ist es bei dir. Ich hätte schon früher einmal kommen sollen.«

Mein Haus liegt – wie gesagt – am Fuß der Alpillen, und man blickt auf eine fruchtbare Landschaft, in der sich Olivenhaine, Weingärten, Lavendelfelder und Obstbäume abwechseln. Zypressenreihen umsäumen die Felder, die hier in der Provence auch dazu dienen, dem Ansturm des Mistral Widerstand zu leisten. Und wie in Frankreich üblich, sind viele Straßen von Platanen gesäumt.

Ich war vor zehn Jahren in dem etwas heruntergekommenen Schlosshotel in Mouriès abgestiegen, um Golf zu spielen. Was mir hier sofort gefiel, war die Landschaft – und die Abwesenheit von Touristen. Ich lernte damals beim Golfen einen Weinbauern, meinen jetzigen Nachbarn Jean-Baptiste Dubois, kennen und erfuhr von ihm, dass ein alter Bauernhof mit mehreren Hektar Grund zum Verkauf stand. Das alte Haus und auch die Nebengebäude hatten dicke Steinmauern – alles war halb verfallen. Das hatte viele Interessenten davon abgehalten, das Anwesen zu erwerben. Für mich dagegen war es Liebe auf den ersten Blick. Ich hatte einiges von meinen Großeltern geerbt und entschloss mich zum Kauf der Liegenschaft. Durch meine zunehmenden Erfolge als Künstler konnte ich mir den Umbau dann leicht finanzieren. Nach eineinhalb Jahren war das Haus so, wie ich es wollte. Jean-Baptiste, der mir beim Kauf und auch beim Restaurieren geholfen hatte, ist mein Freund geworden, und ich habe ihm das brachliegende Land für einen symbolischen Betrag verpachtet. Jean-Baptiste ist kein simpler Weinbauer. Er stammt aus einer angesehenen Familie und hat auch studiert. Durch ihn habe ich Einheimische kennengelernt, die durchaus einen weiten Horizont haben. Und es gibt hier auch zahlreiche Ferienhausbesitzer aus den größeren Städten Frankreichs. Während der Sommermona-

te pflegt man engen Kontakt und besucht gemeinsam kulturelle Veranstaltungen. Im Juni findet das große Theaterfestival in Avignon statt, und in Aix-en-Provence werden Konzerte und Opern aufgeführt – alles in allem ein reichhaltiges Kulturprogramm. Ich fühle mich also nicht einsam. Außerdem bekomme ich immer wieder Besuch von Freunden aus Deutschland und Österreich.

Ich sehe Clara nun genauer an. Sie ist in einem beklagenswerten Zustand. Ihre schönen graublauen Augen liegen tief in den Höhlen, ihr Körper ist abgemagert, ihre Haare wirken ungepflegt. Sie ist nicht geschminkt, und ihre Hände zittern.

»Ich bin am Ende«, sagt sie, als sie meinen kritischen Blick wahrnimmt.

»Bei unserem letzten Telefonat hatte ich den Eindruck, dass dich etwas bedrückt. Aber ich wollte nicht nachbohren, sondern lieber warten, bis du von dir aus mehr erzählst. Ich glaube, es ist besser, wenn du dich heute einmal ausruhst und wir morgen alles besprechen.«

Ich fülle ihr Glas mit Wein, gehe ins Haus und lasse ihr ein Bad ein. Ihre Koffer stelle ich in eines der Gästezimmer. Im Kühlschrank finde ich einen Topf mit Ratatouille, den ich aufwärme. Und auf dem langen Küchentisch richte ich eine Platte mit Schinken, Käse und Butter an.

»Nimm zuerst ein Bad! Wir essen, wenn du fertig bist.«

Sie erhebt sich und folgt mir schwankend ins Haus. Ich zeige ihr Zimmer und Bad, dann gehe ich wieder hinaus, wo der Junge noch immer auf dem Baum sitzt.

»Willst du baden gehen?

Er nickt und folgt mir zum Schwimmbecken, das hinten im Garten liegt.

»Du kannst schwimmen?«

Er nickt wieder.

»Zieh dich aus, du kannst nackt baden.«

Er zieht sich aus und springt hinein, taucht unter, rudert mit den Armen, lacht und spritzt herum. Dann klettert er heraus, köpfelt hinein, wieder heraus und wieder hinein.

»Onkel, schau! Ich kann schwimmen und tauchen«, ruft er. Wenn er Deutsch spricht, ist sein amerikanischer Akzent nicht zu überhören. Der Mensch ist ohne Zweifel aus dem Meer gekommen, denn sonst würden junge Exemplare unserer Gattung nicht diese Liebe zum Wasser haben.

»Komm, mein Junge.«

Ich wickle ihn in ein Handtuch und wir gehen ins Haus. Meine beiden Gäste sind so übermüdet, dass sie kaum einen Bissen hinunterbringen. Als sie sich in ihr Zimmer zurückgezogen haben, nehme ich mir noch ein Glas Wein und setze mich in die warme Sommernacht hinaus. Nachdenklich lausche ich dem Gesang der Zikaden. Was ist mit Clara los, was ist passiert? Sie wohnt seit vielen Jahren in den Staaten und ist mit einem Amerikaner verheiratet. Ihr Mann ist vermögend, er geht irgendwelchen Finanzgeschäften nach. Anlässlich meines Besuchs vor einigen Jahren habe ich ihr Apartment in New York und ihr Haus in Long Island gesehen, alles riesig und luxuriös, von Innenarchitekten eingerichtet, überall Glas, Chrom und Designermöbel, amerikanisch halt. An den Wänden teure Kunst. Ich fühlte mich in den Räumen wie in einem Wohnkatalog. Nur Claras privater Trakt ist mir sympathisch und heimelig vorgekommen.

Hat sie sich von ihrem Mann getrennt? Ist sie krank? Ich seufze. Nicht das erste Mal könnte eine Beziehung bei ihr schwierig geworden sein. Morgen würde ich es erfahren. Was immer es auch ist, ich bin glücklich, sie wieder

um mich zu haben. Die Probleme würden wir gemeinsam schon lösen. Ich leere mein Glas und gehe ebenfalls zu Bett.

Ich erwache von den Geräuschen, die Madeleine in der Küche macht. Das Geschirr klappert, Stühle werden gerückt, im Radio ist Musik zu hören. Ich öffne die laven-delblauen Fensterläden, die Sonne scheint wie am Tag zuvor, es ist strahlend schön. Dann ziehe ich mir ein Shirt an, wasche mir notdürftig den Schlaf aus den Augen und folge dem Kaffeeduft. An der Küchentür stoße ich beinahe mit Madeleine zusammen, die mit einem Tablett in der Hand förmlich herausschießt.

»Bonjour, M'sieur, le petit déjeuner est servi.«

Sie stellt das Tablett auf den Steintisch im Freien, wo bereits für drei Personen gedeckt ist. Sie weiß also bereits von meinem Besuch, der Nachrichtendienst hat funktioniert. Frische Croissants und ein Baguette liegen in einem Korb, in einem Krug ist frisch gepresster Orangensaft, in einer Thermosflasche *café au lait*. Wie ein Franzose tunke auch ich mein Croissant in den Kaffee. In der Ferne kräht ein Hahn, vom Dorf her ist blecher-nes Glockengeläut zu hören. Die Glocken der Kirche von Mouriès bimmeln und läuten nach keiner erkennbaren Logik. Manchmal zu den vollen Stunden, dann wieder davor oder danach.

Nach zehn Minuten gesellt sich Clara zu mir und gibt mir einen Kuss. Sie sieht heute bedeutend besser aus. »Ich habe himmlisch geschlafen.«

»Das hat dir sicher gut getan.«

Wir nehmen unser Frühstück ein, ohne zu reden. Ich merke, dass sie zu einem Gespräch ansetzen will, aber sie bringt kein Wort heraus.

»Clara, lass dir Zeit, wir haben es nicht eilig. Du erzählst mir alles, wenn du dazu bereit bist.«

So plaudern wir unverfänglich über Frankreich und über das paradiesische Fleckchen Erde, an dem wir uns befinden.

»Du lebst hier allein, als Einsiedler?«

»Nein, keineswegs. Ich habe einige Nachbarn, mit denen ich befreundet bin, und mit Jean-Baptiste, den du gestern gesehen hast, verbindet mich sogar eine enge Freundschaft. Und vergiss nicht meine Reisen. Und dann ist da ja auch noch Giselle in Paris, wie du weißt. Sie besucht mich oft an den Wochenenden. Mit dem TGV ist man in wenigen Stunden von Paris in der Provence. Auch ein Grund, warum die Preise für Immobilien hier so gestiegen sind.«

»So, so, du hast es dir gut eingerichtet. Mein kleiner Bruder hat eine Freundin für die Provence und eine andere für Wien.«

»In Wien nicht, wenn du Eva meinst. Wir hatten nie ein Verhältnis miteinander. Sie hat übrigens einen großen Auftrag in China an Land gezogen und lebt seit einem Jahr dort, in Wuhan. Und mit Giselle ist die Sache einfach: Ich kenne sie schon seit Jahren, sie ist eine unabhängige Frau, und ihre Galerie vertritt mich in Frankreich. Sie arbeitet sehr viel. Für sie ist ein Besuch bei mir eine Erholung. Übrigens, in Wien ist immer noch Humfi mein Galerist. Er hat jetzt eine zweite Niederlassung in Berlin, und auch dort muss ich mich immer wieder einmal zeigen. Aber den Großteil des Jahres verbringe ich hier.«

»Mein Gott, Humfi, den habe ich seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen. Erinnerst du dich? Die drei Musketiere – Hans, Humfi und du.«

»Ja, aber du warst der vierte, d'Artagnan, und außerdem warst du zugleich auch unsere Königin.«

»Denkst du noch manchmal an die Zeit im Burgenland, an Reichendorf, den Hof, an diese schrecklichen Menschen? Was für ein Glück für uns, dass es so ausgegangen ist.«

»Ich habe die Häuser und die Landschaft noch immer vor mir, ja, ich träume manchmal sogar davon. *Er* hat das Leben so vieler Menschen zerstört. Apropos, hast du etwas von unserer Mutter gehört?«

»Das letzte Mal vor einem Jahr. Sie lebt jetzt in einer Künstlerkolonie in einem Indianerreservat. Sie wollte von mir Geld für ein Sozialprojekt. Sie hat sich der indianischen Kunst zugewandt und will den Indianern helfen, ihre Artefakte zu verkaufen.«

»Hast du ihr etwas gegeben?«

»Ich habe ihr fünftausend Dollar geschickt und dann nichts mehr von ihr gehört, auch kein Danke.«

Unsere Mutter habe ich seit vielen Jahren nicht mehr gesehen und auch vorher keine Verbindung zu ihr gehabt. Sie ist für mich wie eine Fremde und war mir lange Zeit so gleichgültig, wie ich es ihr seit meiner Geburt gewesen bin. Normalerweise hängt man an seinen Eltern, ob man es will oder nicht; auch wenn sie einen schlecht behandeln, versucht man ihre Liebe zu gewinnen und zu erhalten. Sogar bei körperlichen Misshandlungen und sexuellem Missbrauch ist eine vollständige Loslösung schwer. Ich habe mich als Kind bemüht, die Zuneigung meiner Mutter zu erringen, bin aber immer abgewiesen worden. Eine Weile lang habe ich nach Entschuldigungen für ihr Verhalten gesucht, dann aber ist es auf einmal aus gewesen – ihre Gleichgültigkeit war schuld daran. Meine Gefühle sind abgestorben. Als Erwachsener habe ich sie nur einmal gesehen, nach dem Tod unserer Großeltern. Da hat es so etwas

wie eine Aussöhnung gegeben. Ich habe ihr meine Meinung gesagt, und sie hat einen Ansatz von Reue gezeigt.

Clara und ich haben verschiedene Väter. Clara hat immer eine bessere Beziehung zu unserer Mutter gehabt. Ihren Vater hat unsere Mutter mehr geliebt als meinen, dessen Namen sie mir verschwiegen hat und den ich nur durch Zufall kennengelernt habe.

Ich frage Clara nicht weiter über unsere Mutter aus, denn Markus taucht in der Tür auf und setzt sich auf Claras Schoß. Er verschlingt mehrere Croissants, die mit Schokolade gefüllt sind, und trinkt zwei Gläser Orangensaft.

»Mama, darf ich wieder schwimmen gehen?«

»Geh nur, aber pass beim Springen auf.«

Weg ist er.

»Was machst du heute?«

»Ich gehe jetzt für zwei Stunden ins Atelier, um zu arbeiten, dann werden wir das essen, was uns Madeleine gerade zubereitet. Während der Mittagshitze halte ich kurz Siesta, was ich auch dir zu tun empfehle, und am späteren Nachmittag könnten wir ins Dorf gehen.«

Eine Stunde später öffnet sich die Tür meines Ateliers und Clara kommt herein. Sie geht herum, berührt hin und wieder einen Gegenstand und betrachtet die herumstehenden Leinwände.

»Du hast noch immer den Andrea del Sarto!«, ruft sie. »Ist das Bild schön! Es ist immer wieder ein Erlebnis, es zu sehen!«

Dann sieht Clara mir schweigend beim Malen zu. Ich arbeite an einem Bild, das ungefähr ein mal zwei Meter groß ist. Die Komposition und die Vorzeichnungen habe ich schon vollendet und beginne gerade die erste Farb-

schicht aufzutragen. Das Bild würde einmal, wie ich hoffe, die Dramatik der Revolution veranschaulichen. Ich hatte während des Arabischen Frühlings in Tunesien ein Foto von dieser Demonstration geschossen. Die jungen Gesichter sind von Begeisterung erfüllt, man sieht die Hoffnung und den Optimismus. Mein künstlerisches Anliegen ist es, diesen Enthusiasmus noch besser als auf der Fotografie darzustellen. Ich male realistisch und brauche für ein Bild wie dieses ungefähr zwei Monate. Mehr als sechs, sieben größere Werke pro Jahr schaffe ich nicht. Für den Aufbau benötige ich mehrere Farbschichten, die ich übereinanderlege. Die Materialkosten für meine Bilder sind hoch, am Anfang konnte ich sie mir kaum leisten. Jetzt macht mir das alles nichts mehr aus. Die Preise meiner Arbeiten sind immer noch im Steigen begriffen, ich bin mittlerweile am spekulativen Kunstmarkt angelangt. Ich bin gefragt und kann den Aufträgen kaum noch nachkommen. Man reißt mir, das heißt meinen Galeristen, alles, was ich hergebe, förmlich aus der Hand. Daneben zeichne und aquarelliere ich noch viel, das geht natürlich rascher.

»Du wirst immer noch besser«, meint Clara anerkennend.

»Danke, ich bemühe mich und wende viel Zeit dafür auf. Für mich sind die Farben so wichtig. Ich versuche, durch dünnen Farbauftrag die tiefer liegenden Farben durchschimmern zu lassen ... Damit versuche ich ähnliche Effekte zu erzielen wie die alten Meister. Ich muss übrigens ein paar Fotos von Markus machen, ich möchte ein Bild von ihm malen. Die Freude, die gestern beim Schwimmen in seinem Gesicht zu sehen war, möchte ich gern festhalten.«

»Ich will dich nicht weiter stören ...« Mit diesen Worten lässt sie mich allein.

Eine etwas andere Kindheit

Ich stehe mit dem Pinsel in der Hand da und meine Vergangenheit wird wieder lebendig ... Jeder Mensch besitzt Erinnerungen an seine Kindheit. Immer wieder tauchen – ein Leben lang – facettenartig Bilder auf, die sich in unser Gedächtnis eingebrannt haben, man träumt von Ereignissen, Personen oder Landschaften auch noch Jahrzehnte später. Ich habe wahrlich eine ungewöhnliche Kindheit und auch Jugend erlebt, die nicht arm an Dramatik war. Einige meiner Erinnerungen sind klar, der zeitliche Ablauf der Ereignisse aber nicht, sie gehen ineinander über. Da ich mich auch als Erwachsener ständig mit meiner Kindheit auseinandergesetzt habe, kann ich vieles davon rekonstruieren.

Das erste Erlebnis, an das ich mich erinnern kann, trug sich wahrscheinlich in meinem dritten Lebensjahr zu. Ich war im Stall und wollte gerade das Euter einer Kuh berühren, als sie nach mir trat und ich katapultartig durch die Luft geschleudert wurde und auf einem Misthaufen landete. Man hob mich auf, und als man mich, der ich völlig unversehrt war, auf den Boden stellte, wollte ich sofort wieder zu der Kuh laufen. Ich habe noch das Entsetzen der Großen vor mir, die mich aus dem Stall trugen und zu meiner Mutter brachten. Sie lag eingeraucht und völlig benebelt im Bett und verstand gar nicht, was man ihr aufgeregt erzählte. Sie schob mich weg, drehte sich um und schlief ein. Meine damals siebenjährige Schwester brachte mich anschließend in den Waschraum und säuberte mich.

Wir, das heißt meine Mutter, meine Schwester und ich, lebten damals mit vielen anderen Leuten zusammen auf einem Bauernhof. Ursprünglich waren es sogar zwei

nebeneinanderliegende Höfe gewesen, es gab ein Haupthaus, zwei größere und einige kleinere gemauerte Nebengebäude, zwei Ställe, einen riesigen Geräteschuppen, in dem der Traktor und zwei Autos untergebracht waren, und eine Scheune, die zu einem Versammlungsraum ausgebaut worden war. Es war ein großes Areal, umgeben von Feldern, auf denen Getreide angepflanzt wurde, und in der Ferne sah man nicht allzu hohe Berge. Erst viel später habe ich erfahren, dass man das, wie wir zusammenwohnten, eine Kommune nannte. Vater kannte ich keinen, eine richtige Mutter eigentlich auch nicht. Meine Schwester hatte sie mit siebzehn bekommen. Zunächst hatten sich ihre Eltern um das Baby gekümmert, nach der Matura zog sie jedoch in eine Wohngemeinschaft und nahm Clara mit. Dort lebte sie eine Zeit lang mit dem Kindsvater zusammen. Wovon und wie sie dort gelebt hat, wissen wir nicht. Claras Vater machte sich aber bald aus dem Staub und ward nie mehr gesehen. Dann wurde sie wieder schwanger. Mein Vater war wohl eine Zufallsbekanntschaft. Darauf folgte dann *Er*, der große Künstler, Max Teufel, und sie zog mit ihm und seinen Anhängern auf den Bauernhof. Ich war ein echtes Kommunekind, ich kam dort zur Welt und kannte nichts anderes als das Leben in dieser Gemeinschaft. Unsere Mutter war von zartem, ätherischem Äußeren und schien irgendwie immer in anderen Sphären zu schweben. Ihre Kinder vertraute sie den anderen Frauen an. Sie rauchte sich mit Marihuana ein und hatte wechselnde Liebhaber. Aber der Einzige, dem sie folgte und auf den sie hörte, war *Er*. Sie war und ist, wie ich später feststellen konnte, eine intelligente, interessante Frau und hatte auch in der Kommune eine besondere Stellung inne, denn auch *Er* beehrte sie und ließ ihr deswegen vieles durchgehen. Ihre Aufga-

be in der Kommune bestand darin, die anderen Mitglieder bei der Herstellung von künstlerischen Produkten anzuleiten. Sie konnte töpfern, nähen und vor allem stricken. Ihre Mützen und Schals wurden in den teuersten Boutiquen in Wien verkauft.

Eine Mutter im eigentlichen Sinn, eine, die mich umsorgte, mich umarmte, küsste und verwöhnte, die mir am Abend Geschichten vorlas und mir über den Kopf strich habe ich nie gekannt. Gelegentlich kam sie vorbei, hob mich mit weggestreckten Armen auf, betrachtete mich kurz, gab mir einen flüchtigen Kuss und stellte mich dann wieder auf den Boden.

»Du bist ein hübscher Junge, Mathias«, konstatierte sie dabei sachlich. Dann erwartete sie von mir, dass ich mich entfernte.

Aber es gab andere Frauen. Es waren viele, die sich um mich kümmerten: Sie wuschen mich, nahmen mich manchmal zu sich ins Bett, küssten und trösteten mich. Meine einzige ständige Bezugsperson war aber meine Schwester, die ich heiß liebte. Es gab aber noch jemanden, den ich ganz besonders mochte, das war Annie, unsere Krankenschwester. Wenn ich aufgeschürfte Knie oder eine kleine Wunde hatte, wurde ich in einen Raum gebracht, in dem es nach Desinfektionsmittel roch und in dem meine Blessuren gereinigt und verbunden wurden. Ich liebte dieses Zimmer. Es war sauber, weiß gekalkt und wurde von einer starken Lampe an der Decke in ein helles Licht getaucht. In einem Kasten mit einer Glastür lagen verschiedene interessant geformte Instrumente aus Metall. In den Stellagen standen Tiegel mit Salben und Gläser mit getrockneten Kräutern. An den Wänden hingen anatomische Lehrtafeln, auf denen Muskeln, Knochen und innere Organe zu sehen waren –

Bilder, die mich magisch anzogen. Den Geruch von aseptischer Seife, Alkohol und Desinfektionsmitteln habe ich heute noch in der Nase. Vor allem aber liebte ich die Frau, die sich meiner annahm, sich ausschließlich mit mir befasste – zumindest eine Zeit lang: Annie – eine immer freundlich lächelnde Person, die in ihrem früheren Leben tatsächlich Krankenschwester gewesen war. Deshalb erinnern mich Spitäler und ihre Ambulanzen oder auch Arztpraxen immer an meine Kindheit und an Annie. Nach getanem Werk bekam ich immer ein Stück Schokolade, die sie aus einem Glasbehälter nahm. Und ich bildete mir ein, dass ich ihr Lieblingspatient wäre, dabei war sie zu allen Kindern lieb. Mit dem kleinsten Kratzer lief ich zu ihr und zeigte ihr ihr jammernd. Dann strich sie mir liebevoll über den Kopf und küsste mich auf die Stirn, schmierte mir eine Salbe auf die Verletzung oder legte einen Verband an. Sie erklärte mir auch die anatomischen Tafeln, die mich so interessierten, und ich konnte bald alle Organe richtig benennen.

Die Männer am Bauernhof arbeiteten in den Ställen und auf den Feldern, einige in ihren erlernten Berufen. Sie kümmerten sich mit wenigen Ausnahmen nicht um uns Kinder. Richtige Väter hatten wir alle nicht. Kinder gab es viele, wir müssen zuletzt um die fünfzig gewesen sein – in den verschiedensten Altersstufen. Die Babys blieben zunächst bei ihren Müttern, aber schon mit zwei, drei Jahren wurden sie den Frauen weggenommen und in die großen Schlafsäle mit den vielen Stockbetten verfrachtet. Die meisten Mütter kamen abends, um ihnen Gute Nacht zu sagen, unsere kam nur selten. Ich war trotzdem nicht einsam, weil ich meine Schwester hatte, die auf mich aufpasste. Wir nahmen eine gewisse Sonderstellung ein, denn wir

waren die Einzigen, die allein in einer winzigen Kammer, in der gerade ein Stockbett Platz hatte, untergebracht waren. Clara schlief unten, ich oben, und wenn ich böse Träume hatte und schrie oder weinte, kam sie zu mir ins Bett und beschützte mich vor den Riesen und Ungeheuern, die meinen Schlaf bedrohten. Wir schliefen dann eng umschlungen weiter. Clara ist mir nicht nur Schwester, sondern auch Mutter gewesen.

Clara war ein wunderschönes Geschöpf, schlank, mit den schönen graublauen Augen unserer Mutter, die auch ich geerbt hatte. Sie zog immer alle Blicke auf sich. Die dicken dunkelblonden Zöpfe reichten ihr bis zur Brust, und sie widersetzte sich erfolgreich jedem Versuch, ihr das Haar abzuschneiden. Obwohl normalerweise ein ruhiges Kind, bekam sie einen Tobsuchtsanfall, wenn die Rede darauf kam. Denn alle Männer und Frauen auf dem Bauernhof hatten kurze Haare, einzige Ausnahme war meine Mutter, die sich ihr wundervolles Haar ebenfalls nicht schneiden ließ.

Ich lernte alle Kinderspiele kennen, ich bekam selbst gebasteltes Spielzeug und Bilderbücher. Ich hatte auch einen guten Freund, Hans. Wir waren unzertrennlich. Er war ein Jahr älter als ich, hatte dunkles Haar, war kräftig und breitschultrig. Er ging keinem Konflikt aus dem Weg. Auch die älteren Buben respektierten ihn.

Obwohl sich normalerweise alles in Gruppen – Mädchen und Buben waren getrennt – abspielte, hielten wir uns nicht daran. Hans und ich spielten zu zweit im Stall und in der Scheune, durchstreiften miteinander die umliegenden Felder und Wälder und halfen bei der Ernte. Wir schossen mit Pfeil und Bogen und Steinschleudern, manchmal prü-

gelten wir uns mit den anderen Buben. Es gab mehrere kleine Banden, die zusammenhielten. Wir waren Piraten, Indianer und Ritter und bekämpften wie Don Quichote unsere erfundenen Feinde. Wir bauten uns eine Höhle im Wald und richteten uns auf dem Heuboden ein Lager ein, in das sich niemand hineinwagte.

Ich erinnere mich auch noch an ein Spiel, das wir Fallschirmspringen nannten: Wir kletterten auf eine Birke, umfassten den Wipfel, hängten uns daran und wippten so lange, bis der Baum sich nach unten bog. Etwa zwei Meter über der Erde ließen wir los und sprangen ab. Das war nicht gerade ungefährlich. Einmal, als wir einen Doppelsprung riskierten, passierte das längst Überfällige – durch unser beider Gewicht brach der Wipfel ab und wir segelten aus beachtlicher Höhe in das darunter befindliche Gebüsch. Schutzengel waren uns beigestanden, wir kamen mit Kratzwunden davon. Annie musste viele Blessuren versorgen. In jener Zeit erlebten wir das glückliche Leben des Kindes am Lande. Aber es war keine ungetrübte Idylle.

Obwohl wir uns mit den anderen Kindern prinzipiell gut vertrugen, machten wir bei den gemeinsamen Spielen oft nicht mit. Unsere enge Freundschaft wurde von der Obrigkeit nicht gern gesehen. Das Kollektiv wurde nämlich schon bei den Kindern gefördert. *Sie*, seine Frau, sie hieß Theodora, war für die Kinder verantwortlich. Etwas, was wir alle hassten, war das sogenannte Kinderpalaver und das Kindertanzen, das täglich nach dem Essen unter *Seiner* Aufsicht stattfand. Dazu kamen auch noch unsere Lehrer und alle anderen, die sich mit uns beschäftigten. Schon die Kleinen wurden in eine Reihe gestellt, ihre Kleidung und ihr Aussehen gelobt oder getadelt – wie bei einem Schönheits-

wettbewerb. Mir ist ein etwa 4-jähriges Mädchen in Erinnerung, das wegen ihres Kleides und ihrer Frisur sein Missfallen auf sich gezogen hatte. Er schimpfte sie aus und sie lief weinend weg. Ein Kind, das nicht seinen Erwartungen entsprach, musste sich in die Mitte des Raumes begeben und wurde bestraft. Einem schüchternen Jungen schüttete er zum Beispiel einmal Wasser auf den Kopf. Wir mussten uns für Verstöße gegen die Hausordnung oder die Nichterfüllung einer Pflicht rechtfertigen, mussten uns entschuldigen und Besserung geloben.

Jahre später, als ich die Videos von diesen Kinderveranstaltungen sah, wurde mir klar, was damit bezweckt werden sollte: Schon die Kinder sollten zu willigen Kommunarden gemacht werden. Es war wie bei der Hitlerjugend oder beim Komsomolsk. Eine gnadenlose Gehirnwäsche. Was immer seine ursprünglichen Gründe zur Bildung dieser Kommune gewesen sein mochten – zuletzt ging es ihm einzig und allein um die Ausübung von Macht. Als wir noch kleiner waren, hatten wir vor dem Palaver immer Angst und waren froh, wenn nicht wir es waren, um die es gerade ging. Später beschlossen Hans und ich, uns einfach dumm zu stellen. Wir ließen alles teilnahmslos über uns ergehen, gaben kaum Antworten, und wenn wir zum Tanzen aufgefordert wurden, drehten wir uns einfach im Kreis, bis uns schwindlig wurde und wir umfielen. *Er* wurde dann so wütend, dass er uns schüttelte, worauf wir laut zu schreien begannen und uns nicht mehr beruhigen ließen.

»Solche Trottel habe ich noch nie gesehen«, brüllte er. »Trotz meiner Erziehung wird aus denen nie was werden.«

Unsere Methode hatte Erfolg, denn um sich Ärger zu ersparen, wurde nur mehr ganz selten über uns palavert. Die Strafe war, dass *Er* uns innerhalb der Kindergruppe in

der Rangordnung hinunterstufte. Theoretisch hätten wir nun allen gehorchen müssen, selbst den jüngsten Spunden. Die Wirklichkeit sah anders aus. Die meisten hatten vor Hans und mir Respekt, und die, die ihn nicht hatten, wurden bald eines Besseren belehrt.

Ein provenzalisches Fest

Der Tag verläuft so, wie ich es vorgeschlagen habe. Nicht nur wir Erwachsenen, auch Markus hat nach dem Essen ein wenig geschlafen. Danach sind aus Claras Gesicht die Anspannung und die Zerrissenheit verschwunden. Die tiefe Falte an ihrer Nasenwurzel hat sich geglättet.

Wir spazieren ins Dorf hinunter. Schon von Weitem schallt uns laute Musik entgegen, das Fest hat schon begonnen. Die Hauptstraße ist abgesperrt, überall stehen Tische und Bänke. Die Äste der Platanen, die über der Straße ein Dach formen, sind mit Lichterketten und Girlanden geschmückt. Überall hängen Fahnen und Fähnchen in Blau, Weiß, Rot. Es wird gegrillt, gebraten und ausgeschenkt, die Kellnerinnen der Cafés und Bistros kommen mit der Arbeit kaum nach. Bekannte winken uns zu und laden uns ein, uns an ihren Tisch zu setzen. Auf Clara, die wunderschön anzuschauen ist, werden neugierige Blicke geworfen. Als ich erkläre, dass sie meine Schwester sei, werden die Blicke begehrlischer. Clara spricht ausreichend Französisch, und so wird sie von meinen Freunden in Beschlag genommen. Sie machen ihr unverhohlen den Hof und sie blüht unter den Komplimenten auf. Markus bekommt ein *steak haché* und Pommes. Er läuft mit den anderen Kindern herum, fährt mit dem unvermeidlichen Ringenspiel, wirft mit Bällen auf Figuren und isst eine Riesenportion grell gefärbter Zuckerwatte. Als wir uns verabschieden, sagt man uns, wir müssten am nächsten Tag unbedingt um elf Uhr ins Dorf kommen, da gäbe es den großen Umzug, bei dem auch junge Stiere dabei sein würden. In der Provence wird die Tauromachie eben noch hochgehalten, in Arles